

Ein «case report» von Sir Frederick Treves

Geld macht glücklich!

Wolfgang Steinke

Zum Andenken an Prof. Dr. med. Hannes Schwarz (1923–2006), der diese Geschichte liebte und uns als Chirurg ebensoehr wie Sir Frederick Treves ein leuchtendes Vorbild ärztlichen Wirkens war.

Trotz der unbestreitbaren Tatsache, dass es kaum Menschen gibt, die sich aus Geld nichts machen, besteht ein weltweiter Konsens darin, dass Geld nicht glücklich macht. Mit Recht fragt man sich deshalb, warum denn eine so grosse Nachfrage danach besteht, wenn es doch zur Sinnerfüllung des Lebens keine wesentliche Rolle spielen soll. Zwar hat es sich als Tauschwert seit der Antike bewährt und ist als Symbol für Reichtum und Macht in Gesellschaft und Politik allgegenwärtig. Auch kann es äusserst vielfältig eingesetzt und im Notfall sogar gewaschen werden, sollte es einmal schmutzig werden. Aber jedes Kind weiss, dass Reiche nicht glücklicher sind als Arme, und weise Philosophen und Propheten legen demjenigen, der das Glück sucht, seit je Entsagung statt Anhäufung von materiellen Gütern nahe. Dieser Appell stösst jedoch beim Durchschnittsmenschen auf taube Ohren, während er eine grosse Zeit seines Lebens damit verbringt, dem Geld nachzujagen.

Dennoch gilt es nicht gerade als schicklich, Geld zu hamstern, da dies von einer eher niederen Geisteshaltung zeugt. Namentlich bei Ärzten, die den Prototyp eines altruistischen Berufes ausüben, wird solches Verhalten besonders missbilligt. Der moralische Zeigefinger wird rasch erhoben, wenn es um Ärztteeinkommen geht, obwohl gegen die materielle Entgeltung ärztlicher Hilfeleistung an sich nichts einzuwenden ist, solange der Arzt die Taxpunkteordnung nicht höher bewertet als den hippokratischen Eid. Und da liegt wohl auch ein wunder Punkt. Denn in dieser Beziehung scheint sich in den letzten Jahrzehnten ein gewisser Wertewandel eingestellt zu haben. Die ursprünglichen Triebfedern des Arztberufes – Anteilnahme am Mitmenschen, Hilfe- und Opferbereitschaft zum Wohle des Patienten – wurden nicht selten durch Prestige, Geld, Karriere, Geltungssucht und Egopfleger ersetzt. Der Beruf konnte so zum Job verkommen, und nicht selten blieb die Vorbildfunktion mit den hohen ethischen Ansprüchen des Arztberufes auf der Strecke, so wie auch der Grundsatz «Edel sei der Mensch, hilfreich und gut», der ja in besonderem Masse auf den Arzt zutreffen sollte.

Es entspricht offenbar dem heutigen Zeitgeist, der moralische Schranken leicht niederreisst. Ideale sind im «Health-Business» weniger gefragt

als Publikationslisten, technische Fertigkeiten und eloquente Selbstdarstellung. Die logische Folge davon ist, dass man neuerdings im Rahmen von Qualitätskontrollen und leistungsorientierten Projekten von Management und Kundenzufriedenheit spricht statt von Betreuung und Dankbarkeit der Patienten. Diese Entwicklung hat natürlich auch bei den «Kunden» Spuren hinterlassen, die oft mit einer fordernden und konsumierenden oder manchmal sogar miss-trauischen Anspruchshaltung an den Arzt gelangen und notfalls ihre «Zufriedenheit» nachträglich mit Hilfe des Juristen durchsetzen. Durch diese Entwicklung wird der Arztberuf einer kostbaren, zwischenmenschlichen Dimension beraubt: des gegenseitigen Vertrauens und besonders der Dankbarkeit des Patienten, die dem Arzt eigentliches Glück im philosophischen Sinne bescheren kann. Jeder, der schon einmal einen dankbaren Patienten erlebt hat, wird beipflichten, dass einen nichts dermassen mit Befriedigung erfüllt wie die aufrichtige Dankbarkeit eines Patienten, im Bewusstsein, etwas Gutes getan zu haben, und dass kein Geld dieser Welt vergleichbares Glück bescheren kann.

Dass es aber auch von dieser Regel eine Ausnahme gibt, nämlich dass Geld glücklich machen kann, diese Erkenntnis verdanken wir Sir Frederick Treves, einem ausserordentlichen Londoner Chirurgen des letzten Jahrhunderts, der uns mit einer selbsterlebten Geschichte eines Besseren belehrt. Wir wollen dem Leser, diese beweisende Geschichte nicht vorenthalten und sie Sir Frederick Treves* selbst erzählen lassen:

Das Zwanzigkronenstück

Mehr als einmal, wenn ich an öffentlichen Veranstaltungen zugunsten von Hospitälern Vorträge hielt, habe ich auf meinen hochgeschätzten Besitz – ein Zwanzigkronenstück – hingewiesen und ihn zur Illustration der Dankbarkeit des Krankenhauspatienten benutzt.

Urheber dieses Vorfalles war ein norwegischer Matrose von etwa 50 Jahren, ein grosser, gutgebauter Mann mit den blauen Augen seines Heimatlandes und einem Antlitz, welches, durch die Sonne gebräunt und durch salzige Winde geerbt, die Farbe einer verwitterten Eiche angenommen hatte. Sein Haar und sein Bart waren

* aus: Treves, Sir Frederick: *The Elephant Man and other Reminiscences*. London: Cassell, 1923. Übersetzung des Autors.

Korrespondenz:
Dr. med. Wolfgang Steinke
Jägerstrasse 26
CH-8200 Schaffhausen
Tel. 052 643 11 12

wolfi@steinke.ch

grau, was ihn älter erscheinen liess, als er tatsächlich war. Während dreier Jahre hatte er als gewöhnlicher Seemann auf einem englischen Segelschiff gedient und sprach perfekt Englisch. Auf seiner letzten Seereise trat eine gesundheitliche Störung auf, die ihn an der Fortsetzung seiner Arbeit als Matrose hinderte. Folglich verliess er sein Schiff und machte sich, in der Hoffnung, geheilt zu werden, auf den Weg nach London. Als er sich nach einem Hospital in London erkundigte, wurde er auf das London Hospital verwiesen und gelangte durch Zufall in meine Abteilung. Er war der festen Überzeugung – so wurde mir später berichtet –, dass die notwendige Operation, der er sich unterziehen musste, möglicherweise fatal enden würde. Infolgedessen hatte er seine ganzen Ersparnisse seiner Frau in Norwegen zugesandt.

Er war ein ruhiger und zurückhaltender Mann, aber so freundlich in seinem Benehmen, dass er bald der Liebling der Krankenschwestern wurde. Er unterhielt sie mit wundersamen Geschichten von seinen Abenteuern und zeigte ihnen, wie man mit Binden seltsame Knoten macht. Die Operation – eine sehr gewöhnliche – verlief erfolgreich, und nach vier bis fünf Wochen wurde er entlassen, nunmehr wieder in der Lage, seine Arbeit als Seemann aufzunehmen. Sein Schiff war jedoch schon längst auf eine neue Reise in See gestochen.

Eines Morgens, drei Wochen nachdem er meine Abteilung verlassen hatte, tauchte er bei mir zu Hause in der Wimpole Street auf. Meinen Namen hatte er vermutlich der Tafel oberhalb seines Bettes entnommen, aber ich wunderte mich, wie er meine Adresse ausfindig gemacht hatte. Ich nahm an, dass er gekommen sei, um Geld oder sonst eine Hilfe zu erbitten. Als er meinen Raum betrat, wurde ich von Mitleid erfasst, zu sehen, wie mager und krank er aussah, denn er hatte meine Station gesund und kräftig verlassen.

Er hob an, mir für das wenige, das ich für ihn getan hatte, zu danken. Dabei hatte er eine übertriebene Vorstellung von der Grösse der Operation und liess sich davon auch nicht abbringen. Ich war schon Zeuge vieler Dankesworte, glanzvoller Ausdrucksweisen, von Überschwenglichkeit und den pompösen Schmeicheleien, die sie auszeichneten; aber die kleine Rede des Seemannes war nicht von dieser Art. Sie war bewegend wegen ihrer knabenhaften Natürlichkeit, ihrer Wärme und ihrer rauhen Ernsthaftigkeit.

Während er sprach, zog er eine Goldmünze aus seiner Tasche, ein Zwanzigkronenstück, und legte es auf den Tisch, an dem wir sassen. «Ich bitte Sie, Sir», sagte er, «nehmen Sie diese Münze

an. Ich weiss, dass sie für Sie nicht wertvoll ist. Sie ist, denke ich, nur fünfzehn Schillinge wert. Es wäre eine Beleidigung, sie als Entgelt für das anzubieten, was Sie für mich getan haben. Der Dienst, den Sie mir erwiesen haben, kann niemals zurückbezahlt werden. Aber ich hoffe, Sie werden sie als ein Zeichen für das annehmen, was ich fühle, für etwas, was ich nicht in Worte kleiden, sondern von dem nur die Münze erzählen kann. Als ich vor drei Jahren mein Zuhause in Norwegen verliess, nähte mir meine Ehefrau dieses Zwanzigkronenstück in meinen Hosenumschlag, und ich musste ihr das Versprechen ablegen, diese Münze nicht eher anzurühren, als bis ich hungerte. Das Leben eines Seemannes ist ungewiss; er kann krank werden, er kann lange ohne Arbeit sein; und so war diese Münze während dreier Jahre zwischen mir und der Gefahr zu hungern. Als ich im Hospital lag, hatte ich den Wunsch, sie Ihnen zu geben, sollte ich wieder gesund werden. Hier bin ich, und ich hoffe, Sir, Sie werden sie annehmen.»

Ich dankte ihm wärmstens für seine Liebesswürdigkeit, für seine Aufmerksamkeit, mich zu besuchen, und für sein rührendes Geschenk, aber ich fügte hinzu, dass ich dieses Goldstück unmöglich annehmen könnte, und bat ihn, es wieder in seine Tasche zu stecken und seiner Frau zu überreichen, wenn er nach Hause käme. Darob wurde er sehr erregt. Und indem er die Münze mit seinem Zeigefinger auf dem Tisch wieder gegen mich hinschob, sagte er: «Bitte, Sir, nehmen Sie das Geld, nicht dafür, was es wert ist, sondern dafür, was es für mich bedeutete. Mit Stolz kann ich sagen, dass ich Hunger litt, seit ich das Hospital verlassen habe. Ich habe nach einem Schiff Ausschau gehalten. Ich habe in keinem Bett mehr geschlafen, seit Sie mich auf der Krankenabteilung gesehen hatten. Und jetzt habe ich endlich ein Schiff gefunden und, Gott sei Dank, die Münze unangetastet gelassen, damit Sie sie haben können. Ich flehe Sie an, sie anzunehmen.»

Ich nahm sie. Aber was konnte ich angesichts eines solchen Geschenks noch sagen? Mein Versuch zu danken war ebenso kläglich und unbeholfen, wie der seine aufrichtig war; und ich schäme mich nicht, zuzugeben, dass ich tief betroffen war.

Ich habe von lieben Patienten viele Geschenke erhalten – Silberschalen, diamantene Krawattennadeln, goldene Zigarettenschachteln und ähnliches –, aber wie gering ist deren Wert, verglichen mit dieser einen kleinen Münze? Als ich sie vom Tisch aufhob, dachte ich daran, was sie gekostet hatte. Ich dachte an den müden Mann, der sich auf der Suche nach einem Schiff

in den Docks herumtrieb, oftmals vom Hunger geplagt und des Nachts in einem Schuppen schlafend, aber die ganze Zeit mit einem Stück Gold in seiner Tasche, das er nicht wechseln wollte, damit ich es bekommen konnte.

Eine Münze ist ein Emblem für Reichtum. Aber dieses Gold ist ein Emblem für eine seltenere Währung. In einem bestimmten Sinne für jenen Reichtum «jenseits des Traumes vom Geiz», für ein Etwas, das nicht mit Geld zu kaufen ist. Denn welche Summe könnte die Güte oder das Gefühl dieses grosszügigen Herzens ausdrücken?

Jene, die ihre Geschichte nicht kennen, würden sie als eine Goldmünze aus Norwegen bezeichnen. Ich aber ziehe es vor zu denken, dass sie aus jenem «Land Havilah» herkommt, «wo Gold ist» und von welchem man zu Recht sagt: «und das Gold von diesem Land ist gut.»

* * *

Solcherart muss die Währung beschaffen sein, nach der man (besonders als Arzt) streben sollte und deren Anhäufung als einzige zu innerem Auftrieb, Glück und bleibender Sinnerfüllung führt.

Philosophie des Alterns

Andreas Giger

Reife

Reihe «LebensKunst-Impulse für die Bewusstseins-Elite»
Norderstedt: Books on Demand; 2006.
52 Seiten, 12 Abbildungen
ISBN 3-8334-5075-4
Fr. 19.–/€ 12.–

In einem knapp fünfzig Seiten umfassenden, geschmackvoll bebilderten und ansprechend gestalteten Taschenbüchlein hat der Autor als freier Zukunftsphilosoph Gedanken und Visionen zu einem wünschbaren Reifungsprozess beim Älterwerden gesammelt.

Ziel ist die Vermittlung von Lebenskunstimpulsen für den Leser nach dem 50. Lebensjahr für eine immer besser gelingende Lebensbewältigung und einen wachsenden Reifungsprozess. Dabei ist Reife nie ein Zustand einer Befindlichkeit, sondern stets ein Ziel bzw. ein «Horizont», auf den wir uns zubewegen.

Beim Lebensprozess «Reife» geht es um den Schatz an Erfahrungswissen, um eine neue Sinnggebung im Älterwerden, wozu eine kontinuierliche Eigeninitiative unerlässlich bleibt. Verschiedene Elemente der Reife werden dargelegt. So werden Lebensmuster mit Flussmustern verglichen, die nun mit zunehmender Reifung differenzierter, mit anderen Worten eigensinniger werden, aber stets in Bewegung bleiben. Auch unsere Beziehungen



wachsen in einer erweiterten Evolution nämlich als Ko-Evolution weiter, wobei es hier um eine gemeinsame Reifung durch Auseinandersetzung mit dem andern geht.

Innere Reife als Ressource beinhaltet ein Erfahrungswissen («gewusst wie»), das sich oft als irrationale Intuition manifestiert, aber ebenso ein wertvolles Wissen, um Informationen in einem Kontext richtig einordnen zu können. Ein weiteres Element der Reife ist die differenzierte Wahrnehmung auch für kleine und feine Töne, was den Zugang zu einer in-

tensiveren, wenn auch weniger spektakulären Erlebniswelt eröffnen mag.

Der Autor zeigt die positiven Aspekte des Alters auf und ermuntert zu einer horizont-erweiternden Sichtweise, dabei helfen ihm Vergleiche aus der Natur, wie das Bild der Jahrringe, die letztlich wachsenden Reichtum und somit auch Würde bedeuten.

Eine gelingende Reifung setzt eine beständige Beobachtung des eigenen Entwicklungsprozesses voraus, denn ohne diese Selbstreflexion wird die Steuerung der aktiven Lebensgestaltung stark gefährdet. Ebenso scheint die Befreiung von familiären Verpflichtungen, von traditionellen Lebensgrundsätzen und Prägungen, von beruflichen Zwängen durch die wachsende Selbsterkenntnis eine Voraussetzung zu einem erfolgreichen Reifungsprozess.

Für den interessierten Leser verweist der Autor auf weitere aktuelle Informationen zu Lebenskunstimpulsen aufs Internet: www.bewusstseins-elite.net.

Trotz des relativ hohen Preises von Fr. 19.– und des Fehlens eines weiterführenden Literaturverzeichnis (mit Ausnahme der Hinweise auf weitere Publikationen des Autors zu anderen verwandten Lebensthema) empfiehlt sich die Lektüre des anregenden Gedankengutes und der hintergründigen Idee zu einer sinnvollen Lebensführung im Alter. Eine derartige Philosophie des Alterns mag zu einer inneren Erfüllung mehr beitragen als die Versprechungen vieler peinlicher Anti-Aging-Kampagnen.

Dr. med. Urs Schlumpf, Meggen